Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 13. Mai.** **Nr. 20**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Stunden des Sinnens. Von Ch. Ph. Heil. — Gedanken über Gott. II. Von Luise Hartmann-Rücklos. — Tolstoi und das Kulturproblem. I. Von Lic. Gastrow. — Der Fall Hilgenfeld in Osterburg 1856. Von Ernst Behr. — Also doch! Von Saxo. Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Stunden des Sinnens.

„Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst."
Marc. 1, 35.

Oft steht von Jesus im Evangelium, daß er in die Stille ging und betete. Es steht immer nur diese kurze Notiz da. Ausgenommen in der Erzählung von Gethsemane. Sonst wird immer nur die Tatsache, niemals der Inhalt solcher Stunden in der Stille berichtet. Aber es ist gewiß kein Zufall, daß vor der Speisung der Fünftausend und vor der Verklärung, Luk. 9, 10 und 9, 28, ein Aufsuchen der Stille und Beten daselbst berichtet ist. Diese beiden Wundergeschichten, die mit zu den seltsamsten gehören, sind ja ihrer Form nach, sind so, wie sie dastehen, natürlich preiszugeben. Aber auch unter dem mythischen Gewande bleibt die Tatsache deutlich erkennbar, daß es in beiden Fällen sich um Höhepunkte in Jesu öffentlichem Leben handelt. Und beiden geht voraus eine Stunde des stillen Besinnens. Aus dem Verkehr mit Gott entspringen die Taten der Kraft.

Von uns heutigen Menschen allen wird viel verlangt. Daß wir unseren Beruf ausfüllen. Daß wir teilnehmen, tätig und nachdenkend, am menschlichen Gemeinschaftsleben in seinen verschiedenen Formen, in Staat, Kirche, Gemeinde. Daß wir für all die kleinen und großen Anliegen derer, die uns lieb sind, Zeit, Verständnis, Liebe übrig haben. Daß in unserem Denken immer die anderen zuerst drankommen, und die Sorge für sie der für uns vorgeht, auch wenn wir müde sind. Da muß der Eimer oft und tief hinuntertauchen in den Brunnenschacht der Seele, bis all die Kraft heraufgeholt ist, die wir brauchen zur Erfüllung unserer Pflicht. Wer hat schon hinabgeschaut in jene Tiefen und ihr geheimnisvolles Dunkel, wo die Wasser der Kraft zusammenrieseln in unerforschten und unerforschlichen Kanälen? Wir brauchen viel Kraft heutzutage. Aus dem Verkehr mit Gott entspringen die Taten der Kraft; aus dem Verkehr mit dem Gott, der still und verborgen, aber dem suchenden Auge allezeit offenbar, im Heiligtum der Seele wohnt.

Weil so viel Kraftaufwand von uns verlangt wird, müssen wir uns Zeit nehmen zur vertrauten Zwiesprach mit Gott. Es müssen im Leben in regelmäßigen Abständen Stunden wiederkehren, wo wir uns abschließen von der Welt um uns und von ihrem ganzen Getriebe. Dann sind die sonst uns Nahestehenden und die Fernstehenden auf eine Fläche gestellt. Sie sind Außenwelt, die jetzt kein Recht an uns hat. Und wenn sie pochen auf das Recht, das Liebe ihnen zugestand, das Recht, daß wir unser Ich vergessen um ihretwillen: es bleibt doch dabei. Sie sind Außenwelt, die jetzt kein Recht an uns hat. Vergiß dein Ich, dein Selbst verliere nie! Stunden stillen Besinnens sind das unverlierbare, unvergängliche Recht der zum Eigenleben erwachten Persönlichkeit. Und wenn du, um dir solche Stunden zu erhalten, darauf verzichten müßtest, des Freundes Seele unverhüllt zu sehen, wenn dein bester Kamerad sich von dir kehrte: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme an seiner Seele Schaden? Und dieser Schaden droht, wenn du dir gar kein Plätzchen vorbehältst zur Zwiesprach mit Gott und zum stillen Sinnen, wenn du auch ins „Kämmerlein" hineinfluten lässest den Trubel vom Markte des Lebens.

Was wir für uns verlangen, das müssen wir natürlich doppelt gern gewähren denen, die um uns sind. Weil wir ja sonst gar kein Recht hätten zu unserer Forderung. Und weil wir ja für diese anderen Seelen verantwortlich sind. Hat aber einer aus seinem Innersten statt ein Heiligtum eine Gerümpelkammer gemacht, wo er nicht ausruhen kann vom Zwang der Pflicht, so wollen wir nicht ruhen, bis es auch ihm zum Bedürfnis ward, in die Stille zu gehen und dort etwas zu erleben; Hohes und Schönes, das dem Leben Wert gibt und dem Herzen Frieden; Heiliges und Ewiges, das die Gedanken rein macht und die Taten stark.

Über das, was wir in solchen Stunden erleben, gibt es keine allgemein gültigen Vorschriften. Der Inhalt solcher Stunden gehört uns allein, wie die Stunden selbst. Jesus hat die Erlebnisse, die ihm in der Einsamkeit zuteil wurden, auch nicht den fremden Blicken preisgegeben. Seine Jünger wußten nur die Tatsache, daß er in die Stille ging. Und an seinen Taten nachher merkten sie, daß er bei Gott gewesen war. Denn aus dem Verkehr mit Gott entspringen die Taten der Kraft.

Winzenheim. Ch. Ph. Heil.

Gedanken über Gott.

Eine Glaubensaussprache von Luise Hartmann-Rücklos.

II.

Noch einen Einwand machen wir uns: Versuchen wir noch, die Veränderungen und Entwicklungen im Sein dadurch erklärlich zu finden, daß wir in die ewige Summe der Naturgesetze ein ewiges Entwicklungsgesetz aufnehmen!

War dieses Entwicklungsgesetz ein ewiges Gesetz wie die andern, so hatte es eben wie die andern von Ewigkeit an in der Notwendigkeit seines Bestehens das gewirkt, was es eben unter dem Einfluß der Summe aller Kräfte wirken konnte, und da diese sowie das eherne Gesetz der Entwicklung unveränderlich sein mußte, blieb es unentwegt bei dem Produkt des Zusammenbestehens, bei der ewigen Eigenschaft des Stoffes. War das Entwicklungsgesetz aber nicht ein Gesetz wie die andern, sondern eine Kraft, die aus sich heraus an einem oder mehreren Zeitpunkten Neues hervorbringen konnte — so haben wir eben doch wieder kein ehernes Gesetz, das in der Notwendigkeit seines Bestehens von Ewigkeit an das wirken mußte, was es unter Beeinflussung der Summe der Kräfte wirken konnte, sondern wir haben auch hier, wie aus obigem erhellt, ein Gesetz, das kein Gesetz ist, sondern eine willkürliche Kraft, die aus sich heraus Anderes, Neues hervorbringen kann. Eine solche Kraft aber haftet, wie wir wissen, der Materie nicht an, wir haben also auch hier eine immaterielle, willkürliche, schöpfungsfähige Kraft, die von den andern Kräften, den gesetzlichen Naturkräften, aufs schärfste zu trennen ist.

Wir sehen, gerade wenn wir eine Weltallentwicklung mit in Betracht ziehen, kommen wir ohne eine immaterielle, über den Naturkräften stehende Kraft, die durch eigenmächtigen Willensakt Ewiges zu Zeitlichem zu überbrücken vermochte, nicht aus, und diese Kraft wollen wir fortan „Gott" nennen.

Da sie im Gegensatz zu den Naturkräften die einzige schöpfungsfähige Macht ist, dürfen wir diese immaterielle Kraft als Allmacht verehren, ob sie nun bloß den „Anstoß" zur Entwicklung gegeben, oder ob sie das ganze Sein aus Nichts erschaffen hat. Auch zu dieser letzteren Annahme wären wir wohl berechtigt, da sie die einzige schaffenkönnende Kraft ist. Ob dieser Anstoß allein (den wir insofern einen Schöpfungsakt nennen können, als er das Bewirken von Neuem aus Nichts bedeutet) genügte, oder ob diese Macht auch weiterhin in die Entwicklung der Natur von neuem eingegriffen, darüber vermag uns unsere heutige Zeit noch keinen Aufschluß zu geben. Wir wissen nicht, ob jene merkwürdigen Neuerscheinungen in der Natur, die wir mit dem Namen „Welträtsel" bezeichnen, allein auf der Wirkung der ursprünglichen physikalisch-chemischen Naturgesetze beruhen oder ob ein neues: „Es werde" notwendig gewesen. Jedes weitere Grübeln darüber wäre müßig.

Nun betrachten wir unsere „Zweifel an Gott" näher! Wir sagen: „Wenn dieser Gott als ewige Kraft heute noch existiert und mit uns Menschen Gemeinschaft haben möchte, warum „zeigt" er sich uns nicht einmal? Konnte er in jener Vorzeit aus eigener Macht „Neues" wirken, Naturkräfte einsetzen oder wenigstens beeinflussen usw. — warum zeigt er uns Menschen nicht auch heute einmal seine Macht und läßt vor unsern Augen einmal aus Nichts Etwas entstehen, oder warum beeinflußt er nie ein Naturgesetz? Wir würden doch eher glauben, wenn wir seine Allmacht einmal vor Augen sähen!"

Würde heute nun noch Neues aus Nichts entstehen, z. B. Stoff aus Nichts hervorgehen und wäre er schon öfter aus Nichts hervorgegangen, dann wäre es für uns Menschen nicht mehr nachweisbare Tatsache, daß aus Nichts Nichts entstehen kann, dann wäre es Tatsache für uns, daß aus Nichts Etwas entstehen kann und wir würden die Existenz alles Sichtbaren ohne schöpfungsfähigen Gott begreiflich finden. An der Stelle der alten Erfahrungstatsache, daß aus Nichts Nichts werden kann, die uns Menschen so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß wir instinktiv nach ihrem Grundsatze handeln, stände ebenso fest die andere Erfahrungstatsache, daß aus Nichts Etwas entstehen kann, und ebenso sicher und instinktiv handelten wir dann nach ihrem Grundsatze und zögen daraus ebenso überzeugungsgewiß unsere Konsequenzen und Schlüsse: aus Nichts kann Etwas entstehen — folglich konnte das ganze Sein aus Nichts, aus sich selbst heraus entstehen. Dieser gewünschte Beweis für Gott wäre also in Wirklichkeit der unfehlbarste Beweis gegen Gott. Überlegen wir genau: wir Menschen können nur nach dem urteilen, was vor unsern Augen vorgeht, und die Tatsache, die jetzt jedem so selbstverständlich erscheint, wäre im andern Falle das unbegreifliche! Tatsache ist für uns das, was wir sehen und wahrnehmen! Das von niemand angezweifelte Gesetz von der Erhaltung des Stoffes wäre noch nie Tatsache für uns gewesen, wäre dann unbegreiflich für uns!

Würde Gott aber die ehernen gesetzlichen Naturkräfte beeinflussen, hier die Wirkung einer solchen aufheben, dort verzögern, dort verstärken usw. usw., dann wäre das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nicht Tatsache für uns, sondern es wäre Tatsache für uns, daß jede der Naturkräfte insofern veränderlich, willkürlich und mächtig sei, als es die sich verändernde Summe derselben erlaubte, wir würden wiederum die entwicklungsfähige Welt ohne darüberstehenden Gott begreiflich finden. Die Beobachtenden und Denkenden würden sich wohl alle zu einem pantheistischen Glauben bekennen und verehrten diese mechanischen aber bis zu einem gewissen Grade willkürlichen und mächtigen Kräfte als die in ihrer Summe allein Mächtigen.

Wieder zurückgegriffen: Sollte uns Menschen die Möglichkeit bleiben, die Existenz und Allmacht eines Gottes mit dem, was wir sehen, in Einklang zu bringen, so mußte von dem Zeitpunkte an, wo wir Menschen mit gottahnendem Geist und vergleichendem Gehirn entstanden waren, ein Neuerschaffen und Eingreifen unterbleiben, damit die Begriffe Gesetz und gesetzmäßiges Wirken Tatsache für uns werden und den Beweis geben konnten, daß aus Nichts Nichts entstehen kann. Da dies nun der Fall, können wir die vor uns liegenden Tatsachen mit einem Gottglauben vereinigen.

Nun kommt der zweite große Zweifel, der in dem bereits Gesagten ebenfalls seine Aufklärung findet: „Ist der Gott, diese Allmacht auch gerecht? Eine Allmacht kann alles, wozu diese Ungerechtigkeiten, wie wir sie hienieden sehen?"

Herrschte hier auf Erden Gerechtigkeit, so hätten wir Menschen es gewissermaßen in der Hand, unser eigenes Schicksal zu schmieden und die Naturgesetze in gewissem Sinne zu beherrschen und zu verändern. Dem Guten müßten sie dienlich sein, den Schlechten müßten sie verfolgen. Zum Beispiel ein tödliches Gift, das der Gerechte aus Versehen nimmt, müßte wirklos bleiben, sein Feld müßte fruchtbringend sein, das danebenliegende des frevelnden Besitzers nicht, um diesen zu strafen usw. usw. Es sind hier sehr plumpe Beispiele herausgegriffen, doch ist ja auch bei den feineren, weniger merklichen Vorgängen dieser Art die im Grunde liegende Tatsache dieselbe, nämlich die, daß Gott merklich in die be-

stehende Weltordnung eingreifen müßte, und so lange Menschen leben, hätte eingreifen müssen, die Welt wäre für uns nicht das Produkt von unveränderlichen Kräften und Stoff, sondern von veränderlichen, wir hätten wiederum einen Beweis gegen Gott. Und wer hätte uns beweisen können, daß diese Ungesetzmäßigkeiten nach einem Prinzip der Gerechtigkeit geschehen, wenn unser Gerechtigkeits-Empfinden und -Verlangen noch nie durch Ungerechtigkeiten geweckt worden wäre?

Betrachten wir noch einen „Stein des Anstoßes" näher, der uns ebenfalls zuweilen straucheln läßt auf dem Wege des Glaubens. Wir fragen uns manchmal: „Warum zeigt sich Gott nicht einmal durch ein Wunder oder dergleichen. Ist er allmächtig, so kann er tun, was er will. Was würde er an seiner Erhabenheit und Hoheit einbüßen, wenn er sich zeigte. Jeder, auch der halsstarrigste Mensch, würde aufs Knie sinken und — glauben."

Man sehe einmal davon ab, daß auch hier von vornherein ein Eingriff Gottes verlangt wird, der, wie aus dem Gesagten hervorgeht, nur einen Beweis gegen Gott abgeben kann, und gestatte mir, diesen Passus der Klarheit wegen einmal eingehend durchzuführen.

Ein Wunder ist ein von den Bahnen des natürlichen Seins und Geschehens abweichender Vorgang. Nehmen wir nun an, du bätest Gott um ein Wunder, einen übernatürlichen Vorgang, z. B. um Auferweckung eines Toten — und Gott erfüllte dir diese Bitte auch und ließe den Toten auferstehen. Gewiß du und alle, die das Wunder mit angesehen, würden in Ehrfurcht die Allmacht Gottes anstaunen — und glauben, hätten sie doch einen überführenden Beweis für die Existenz und Allmacht Gottes. Doch es wird vorausgesetzt, daß ein Mensch nicht so egoistisch sei, ein Wunder für sich allein zu beanspruchen. Du erzähltest also deinen Nebenmenschen, was du gesehen, und man würde dir erwidern: „Wir haben noch nie ein Wunder gesehen. Entweder bist du nun irrsinnig geworden und weißt nicht, was du redest, oder es war wirklich ein Wunder und — hat Gott dir ein Wunder gezeigt, dann sei er auch gerecht und zeige uns, die wir ebensogut seine Kinder sind, auch dieses Wunder!" Würde Gott dieses Wunder dann jedem zeigen, dann würden plötzlich deine Zeitgenossen an Gott glauben, sie würden das Wunder als Wunder anstaunen und — glauben. Wie steht es nun aber mit deinen Kindern und Kindeskindern, mit der ganzen Nachwelt? Selbst wenn du in 1000 Büchern den Bericht deines Wunders, das du gesehen, niederlegtest, sie würden ebenso wenig daran glauben, als wir heutzutage noch an die durch die Bibel überlieferten Wunder Christi glauben. Sie würden sagen: „Wir wollen selbst das Wunder sehen!" Gott wäre also nicht nur gezwungen, von Generation zu Generation seine Totenerweckung zu wiederholen (hierdurch würden nur Menschenaufläufe ohne Ende entstehen, da jeder sich am Orte des Wunders davon überzeugen wollte), Gott müßte es jedem zeigen, da wir ja alle seine Kinder sind und gleiches Recht beanspruchen. Und diejenigen unserer Nachkommen, die von früh auf an die Wiederholung der Totenauferstehung gewöhnt wären, die betrachteten das Wunder nicht als Wunder, sondern als etwas Natürliches. Denn für den Menschen ist das natürlich, was er von Kindheit an in steter Wiederholung zu sehen gewöhnt ist und sei es auch noch so wunderbar. Einen Toten auferstehen zu sehen, wäre für sie nicht wunderbarer, als für uns es ist, einen Baum aus einem Samenkorn hervorgehen zu sehen. Nun hieße es: „Gott zeige uns Anderes, Neues, wenn er sich durch Wunder offenbaren will." Es wäre also ein immerwährendes Neugestalten nötig und von jeher nötig gewesen, da auch unsere Vorfahren dasselbe Recht auf Wunder beanspruchen konnten — es hätte von jeher kein Mensch gewußt, was Naturgesetz, was Wunder sei — ein ewiges Chaos und Neuentstehen aus Nichts hätte den Menschen von jeher den unfehlbarsten Beweis gegen Gott gegeben. Wir sehen, die Wunderzeichen Gottes könnten wohl für einzelne Menschen, die mit der feststehenden Weltordnung bekannt sind, die den Begriff des gesetzmäßigen Wirkens schon innehaben, einen absoluten Beweis für Gott abgeben, für die Gesamtheit aber (und nur diese kommt in Betracht) nur einen Beweis gegen Gott. Die Beweisforderung durch Wunder ist also egoistisch oder von vornherein widersinnig. Ebenso verhält es sich mit jedem für uns Menschen merkbaren Eingriff Gottes in die Weltordnung, der uns als Beweis seiner Allmacht dienen sollte, wie wir im Grunde jeden Eingriff auch Wunder nennen müssen.

Wir fassen die Resultate unserer Glaubensbetrachtung noch einmal zusammen: die Tatsache einer Weltallentwicklung und das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft scheinen mir die besten Stützen für einen Gottesglauben darzustellen, insofern, als bei ihrem Nichtvorhandensein die Annahme eines schöpfungsfähigen Gottes vernunftsgemäß ausgeschaltet werden könnte.

Und ist es nun so schwer, an die Gerechtigkeit des angenommenen Gottes zu glauben? Wir Menschen wünschen uns (wer hätte es nicht schon getan?), daß Gott seine Gerechtigkeit durch Eingreifen zeige, was, wie aus obigem erhellt, egoistisch ist, da es für die Gesamtheit der Menschen nur einen Beweis gegen Gott und keinen für die Gerechtigkeit abgeben könnte. Gott greift nicht ein. Wer ist nun gerechter, Gott oder wir? Wir, die wir einzelne befriedigt sehen wollen auf Kosten der Gesamtheit? Ja, Gottes Gerechtigkeit muß so hoch über der unseren stehen, als sein Wissen über dem unseren steht, das nur Stückwerk ist, nur das weiß, was es vor Augen sieht!

Und ist es so schwer, an die Güte Gottes zu glauben? Wir wünschen, daß er durch Eingreifen in die Weltordnung uns beständig als Allmächtiger gegenübertrete. Und was tut Gott? Er zeigt uns Ohnmächtigen nicht fortwährend seine überlegene Allmacht, nein, er gibt uns feste eherne unveränderliche Naturgesetze, die wir erforschen und finden können, die keine Ausnahme erleiden, so daß wir aus der Ursache die Wirkung berechnen können, gibt uns mit der Gesetzmäßigkeit die Wissenschaft, dieses köstlichste Geschenk, ohne das unser Leben nüchtern schal und trostlos wäre, und mit dieser Wissenschaft tritt er einen Teil seiner Macht an uns ab, indem wir Wirkungen, die uns unlieb wären, eigenmächtig verhindern, andere erwünschte aber herbeiführen können. Und wir in unserer menschlichen Kurzsichtigkeit wären gewillt, eine gesetzmäßige Weltordnung, die uns die Möglichkeit zu allem Forschen, Wissen und Fortschritt verleiht, die unserm Leben die ganze Betätigung zielbewußter, freier Arbeit, überlegten Handelns, die uns überhaupt erst Schaffensfreude und Macht geben kann, einem wirren, unverständlichen Chaos zu opfern, das uns zu stummer Hinnahme alles Geschehens, zu trostloser Untätigkeit verurteilen müßte, zu Urteilslosigkeit und Schwäche. Ja, Gottes Güte muß so hoch über der unseren stehen als sein Wissen über dem unseren steht, das nur Stückwerk ist!

Tolstoi und das Kulturproblem.

I.

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild' entfalten." Damit meint der Dichter die elementaren Naturkräfte. Und er hat mit seiner Behauptung in seinem Zusammenhange recht. Aber er hat damit nicht absolut und in jeder Beziehung recht. Auch die Natur schafft mit ihren rohen Kräften Gebilde und Werte. Gebilde von unerreichbarer Schönheit. Werte von unerschöpflicher Fülle. Aber — das alles ohne erkennbaren Sinn und Zweck. Ja, allem Anschein nach oft geradezu sinnlos, zweckwidrig. Und mit spielender Grausamkeit zerstört sie oft heute, was sie gestern geschaffen, oder vernichtet in einer wilden Stunde, was sie in geduldiger Arbeit von Jahrtausenden aufgebaut hat. Es ist kein Wunder, daß die exakte Naturforschung von einer teleologischen Weltanschauung nichts wissen will, d. h. von einer solchen Weltanschauung, die von einem Sinn und Zweck der äußeren Erscheinungen und Vorgänge überzeugt ist und danach fragt. Von ihrem Standpunkt aus kann die exakte Naturforschung davon nichts wissen und darf sie danach nicht fragen. Das verwirrt ihr die Maschen, das trübt ihr den Blick. Sie hat es nur zu tun mit dem, was *ist*. Das liegt ihr als gegebene Tatsache vor, mit der sie zu rechnen, unter die sie sich zu beugen hat. Auf die Frage, was sein oder werden soll, auf die Frage nach dem *Zweck* gibt die Natur keine Antwort, können und sollen auch die Naturforscher als solche keine geben.

Was aber die Natur versagt, das leistet der Menschengeist. Und hier setzt die *Kultur* mit ihrer Arbeit ein. In dem Maße, als es dem Menschengeist gelingt, die Naturgesetze zu erkennen, vermag er auch die blinden Naturkräfte sich dienstbar zu machen. So wirken sie nun unter seiner Leitung nicht mehr blind, sondern er bringt Ordnung in das Chaos, sammelt, bindet das Zerstreute, nutzt es plan- und zielvoll aus. Hand in Hand mit der Wissenschaft der exakten Naturforschung geht die Kunst der Technik, und was sie in den letzten Jahrzehnten geleistet, wie sie die Werte gemehrt und das äußere Weltbild geradezu umgestaltet hat, soweit die Kultur gedrungen ist, steht vor aller Augen.

Aber wäre das alles, was die Kultur bedeutet, ginge sie auf in dieser Steigerung der materiellen Werte, so gehörte gerade nicht viel Geist und Einsicht zu der Erkenntnis, daß sie eine große Gefahr bedeuten würde für die geistige Entwickelung der Menschheit, daß sie der inneren Verarmung und Verrohung größten Vorschub leisten, daß es der Menschheit im ganzen unter solchen einseitig materiellen Segnungen der Kultur gehen würde wie dem Tagelöhner, der das große Los gewinnt. Nun steht es aber nicht minder klar vor aller Augen, daß die Kultur noch ganz andere, als materielle Werte geschaffen und gefördert hat. Ihr Werk war es, daß sie die Menschheit über die Stufe des Nomaden- und Jägerlebens hinaushob und in friedliche, feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt. Sie schloß sie zu größeren Gemeinschaften zusammen und ermöglichte ein ersprießliches Zusammenhalten und Zusammenwirken durch die Schaffung und Ausgestaltung des Rechts, der staatlichen und sozialen Ordnungen. Sie erweckte und förderte in diesen großen nationalen Verbänden den Gemeinsinn und gab ihnen eine zielbewußt aufstrebende Entwickelung, eine Geschichte. Sie schärfte den Sinn für die Wirklichkeit, rüttelte die Menschen auf aus dem dumpfen Halbschlaf kindischer Vorurteile, leuchtete mit der Fackel wissenschaftlicher Forschung hinein in alle nur denkbaren Verhältnisse und Lebensbeziehungen und förderte aus tausend dunklen Schächten ungeahnte Schätze der Erkenntnis. Sie verfeinerte den Geschmack und steigerte durch ihre scharfen Beobachtungen und feinen Unterscheidungen die Fähigkeit künstlerischen

Schaffens und Genießens ins Unendliche. Sie weitete den Geist und lehrte ihn von der hohen Warte der Philosophie aus über die sinnverwirrenden Einzelheiten zu den großen Zusammenhängen der Erscheinungen sich erheben. Das alles leistet über jene materiellen Segnungen hinaus die Kultur als *Geisteskultur* auf den mancherlei Gebieten des geistigen Lebens, der Staats- und Rechtslehre, der Geschichtswissenschaft und sonstigen Geisteswissenschaften, der Kunst und Philosophie. Möchte man da nicht ausrufen: wie haben wir's doch so herrlich weit gebracht, was fehlt uns noch? Die Qualitäten sind da, es handelt sich nur um eine Steigerung der Quantitäten, so geht es geradewegs dem Ziele der Vollendung alles Erdenglückes zu?

Nun wissen wir aber alle und fühlen's, auch ohne etwa Schopenhauer oder Eduard von Hartmann gelesen zu haben, daß die Sache so einfach nicht liegt und daß dem noch so hellen Lichte, welches die Kultur tatsächlich und unleugbar über weite Gebiete und Beziehungen des Lebens ausgegossen hat, ganz genau die tiefsten, schwärzesten Schatten entsprechen. Und hier ist nun die Stelle, wo das *Kulturproblem* einsetzt.

Hat die Kultur zweifellos eine ungeheure Mehrung und Verfeinerung der materiellen und geistigen Werte hervorgebracht, so entsteht für den vorurteilslosen Beobachter die peinliche Frage: Haben an dieser Bereicherung und Verfeinerung des Lebens auch alle genügenden Anteil, ist die Verteilung des materiellen und geistigen Gewinnes wenigstens eine einigermaßen gleiche und gerechte? Oder ist nicht vielmehr die tatsächliche Lage die, daß den wenigen Genießenden gegenüber die große Masse die fatale Stelle des Kulturdüngers zu vertreten hat? Und wenn man einmal von dieser peinlichen Frage nach der Verteilung absieht, und die Bevorzugten selbst ins Auge faßt, entspricht bei ihnen der materiellen und geistigen Hebung auch die Bereicherung des Innenlebens, die Vertiefung des Gemüts? Sind sie, wie klüger, reicher, stärker, so auch besser, zufriedener, glücklicher geworden? Auf diese Fragen werden nun die Menschen je nach ihrer Erfahrung und Veranlagung sehr verschiedene Antwort geben, und da steht Tolstoi an der Seite, wenn nicht an der Spitze derer, welche von diesen Gesichtspunkten aus den Wert und Segen der Kultur aufs schärfste und entschiedenste *verneinen*.

Wie kam er dazu? Eine erschöpfende Antwort auf diese Frage kann uns eigentlich nur der eingehende Blick in den Gang seines Lebens und Strebens erschließen. Dazu fehlt hier der Raum.*) Nur die Hauptpunkte seien herangezogen.

Am 28. August dieses Jahres wird Tolstoi, wenn er es erlebt, seinen 80. Geburtstag feiern. Er verbringt die Tage seines Alters an eben dem Ort, an dem sein junger Geist zum Selbstbewußtsein erwachte, auf dem väterlichen Gut Jasnaja Poljana im russischen Gouvernement Tula. Landmann von Geburt und Bestimmung, wurde er es nach verschiedenen Wandlungen seines Lebens wieder aus freier Wahl. Die Erziehung des früh der Eltern beraubten Kindes war vollendet worden durch eine in der Universitätsstadt Kasan wohnende vornehme Tante, ganz im Sinne der Bigotterie und der Standesvorurteile des russischen Hochadels. Doch hatte sich schon früh in ihm ein grüblerischer und auf das Sittliche gerichteter Sinn geregt. Seine Studienjahre hat er genossen, wie sie nur ein junger Mann der vornehmen Lebewelt genießen kann. Ähnlich seine Dienstzeit als aktiver Offizier, die ihn zum Teil auf den Kriegsschauplatz führt. Doch bricht seine ernste Grundrichtung schon mehrfach durch. Der Neunzehnjährige kehrt, des flotten Lebens überdrüssig, eines Tages auf sein Gut zurück, um sich mit Feuereifer der

*) Es sei hingewiesen auf meine Schrift „Tolstoi und sein Evangelium", Töpelmann, Gießen, 1905. 1 Mark.

sozialen und sittlichen Fürsorge für seine Bauern zu widmen. Freilich muß er seine utopistischen Bemühungen an ihrem Stumpfsinn scheitern sehen. Der junge, lebenslustige Offizier sucht Erholung von einem plötzlich eintretenden Kulturüberdruß in der herben Naturwelt des Kaukasus. Der herangereifte Mann macht Reisen durch ganz Europa, um, an allen Gelegenheiten zum heiteren Lebensgenuß achtlos vorübereilend, alle führenden Geister und maßgebenden Einrichtungen auf dem Gebiete des humanitären Strebens und namentlich der Jugenderziehung kennen zu lernen. Die Erfahrungen auf letzterem Gebiete setzt er zu Hause eifrigst und mit glühender Begeisterung durch Gründung und persönliche Leitung einer Dorfschule in Praxis um. Mit seiner Verheiratung gelangt er auf den Gipfel seines Lebensglücks, im folgenden Jahrzehnt auch zugleich auf die Höhe seines literarischen Weltruhmes. Und doch keine Befriedigung. Plötzlich bricht ihm vielmehr, ohne äußeren Anlaß, lediglich von innen her, sein ganzes Lebensglück zusammen. Sein Leben und Streben erscheint ihm sinn- und zwecklos. Er kommt an die Grenze der Verzweiflung, wird geplagt von Selbstmordgedanken. Er sucht einen Halt und Grund. Er sucht ihn bei den Philosophen. Vergeblich. Bei der exakten Wissenschaft. Vergeblich. In der Antwort auf die eine, große Frage, die ihn quält, die Frage nach dem Sinn des Lebens, versagen sie. Er hofft sie bei der Religion zu finden. Bei dem Glauben der Kirche zunächst, seiner, der russisch-orthodoxen Kirche. Er unterwirft sich all ihren sinnlosen, erstarten Dogmen, all ihren seelenlosen, verknöcherten Riten. Sie hätten ihn nicht abgeschreckt, wenn er nicht eins vermißt hätte, was ihm die Hauptsache war: den Geist der L i e b e. Die Kirche betet für blutige Kriege, verfolgt und vergewaltigt harmlose Ketzer! Nun versucht er's mit der Kritik des Kirchenglaubens. Wird den Theologen ein Theologe. Da gehen ihm die Augen auf über das Dogma der Kirche. Das Resultat: sein ganzer Zorn trifft den „Falschmünzer" Paulus, der als erster zünftiger Theologe die reine Lehre Jesu verderbt hat und mit seinem „christlichen Talmudismus" die Kirche beherrscht. Er findet, daß die wahre Lehre Jesu weder auf theologische Erkenntnis noch auf rituelle Einrichtungen, sondern nur auf die praktische Gestaltung des Lebens im Geist der Liebe gerichtet sei. Die Bergpredigt ist ihm die Summa des Evangeliums, im Zentrum das Wort Christi: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel", um diesen Mittelpunkt vier andere Sätze gruppiert, so daß fünf aus der Bergpredigt gewonnene Lebensregeln als Gebote Christi herauskommen, in denen sich das ganze Evangelium zusammenfaßt: 1. Du sollst nicht zürnen mit deinem Bruder, 2. Du sollst dich nicht scheiden von deinem Weibe, 3. Du sollst niemandem einen Eid leisten, 4. Du sollst dem Übel nicht widerstreben, 5. Du sollst alle Menschen lieben, auch diejenigen, die nicht deine Volksgenossen sind. Diese Gebote brauchen nur gehalten zu werden, aber nicht in dem künstlichen, verklausulierenden Sinne, in welchem sie die Kirche umgedeutet, sondern in dem einfachen, klaren, buchstäblichen Sinne, in welchem Jesus sie gemeint und gegeben hat, so wird sich daraus mit Notwendigkeit eine völlige Umgestaltung der Welt ergeben, der Anbruch des Reiches Gottes auf Erden, bestehend in dem Frieden aller Menschen untereinander. Der Sinn des Lebens ist so gefunden und wird erfüllt. Dieser wahrhaft und einzig vernünftige Lebenssinn ist mit einem Worte gesagt die Liebe, das Leben im ganzen. Nicht um einen toten Moralismus handelt es sich bei jenen Geboten Christi, sondern um eine Glückseligkeitslehre. Tolstoi ist tief davon durchdrungen, daß die Erfüllung derselben der einzig mögliche aber auch sichere Weg zur allgemeinen Glückseligkeit der Menschen sei. So vollzieht sich in ihm eine Umwertung aller Werte. Sie führt ihn zu einer Mißachtung und Verachtung aller Kulturgüter, aus deren Schätzung und Überschätzung ihm alle Übertretungen der Gebote Christi

und damit alle Übel herrühren. Wuchtige und großenteils treffende Hiebe sind es, die er in solchen Zusammenhängen auf die vielgepriesene Kultur herniedersausen läßt. In erschütternden Bildern weiß er ihre Nacht- und Schattenseiten darzustellen. Und er macht dabei keinen Unterschied zwischen ihren materiellen und geistigen Segnungen. Auch die letzteren sind ihm nur eine trügerische Maske für Selbstsucht und Roheit.

Und was er lehrt, lebt er. In ländlicher Kleidung, bei bäuerlicher Hantierung führt er ein zurückgezogenes, einfaches Leben. Aber wie nun anderen, der Gesamtheit helfen? Wodurch die eingerissenen Schäden wieder gut machen, die unheilvolle, irre geleitete Entwickelung wieder zurecht bringen? Nicht durch Gewalt. Gegen die revolutionäre Bewegung der vergangenen Jahre in Rußland hat Tolstoi warnend und tadelnd seine Stimme erhoben. Das Universalmittel ergibt sich ihm vielmehr aus dem von ihm statuierten Grundgesetz desEvangeliums, daß wir nicht widerstreben sollen dem Übel. Ehe man daran denken kann, anderen Gutes zu tun, muß man sich erst selbst außerhalb des Übels stellen. Den Forderungen der Kirche, vor allem des Staates einfach den Gehorsam versagen und die Folgen standhaft und geduldig über sich ergehen lassen. Nicht gegen die Gewalt kämpfen, aber ihr auch nicht gehorchen, denn auch das würde heißen, an ihr teilnehmen, indem es ihren Fortbestand befördert. Ganz charakteristisch ein Wort aus seiner jüngsten Schrift über die Bedeutung der russischen Revolution: „Menschen, die nicht gegen die Gewalt kämpfen und nicht an ihr teilnehmen, können ebensowenig geknechtet werden, wie Wasser zerschnitten werden kann." Echt russische Passivität! „Was die Hauptträger einer irregeleiteten Zivilisation: Beamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Fabrikanten, Schriftsteller, — die Arbeiter zu produzieren zwingen, als: Kanonen, Festungen, Kinematographen, Kirchen, Automobile, Bomben, Phonographen, Telegraphen, Schnelldruckpressen, die ganze Bogen Papier mit darauf gedruckten häßlichen Lügen und Dummheiten ausspeien, — das alles sind Dummheiten, Scheußlichkeiten, Tand. Das alles muß aufhören zu sein." Der Bauer ernährt die Welt. „Alle übrigen Menschen, — Minister, Schlosser, Professoren, Zimmerleute, Künstler, Schneider, Gelehrte, Heilkünstler, Generale, Soldaten — sind entweder nur Diener oder Schmarotzer der Ackerbauer. Und deswegen ist der Ackerbau, abgesehen davon, daß er die sittlichste, gesundeste, freudigste und notwendigste Beschäftigung bildet, auch die vornehmste von allen menschlichen Tätigkeiten und verschafft allein den Menschen wahre Unabhängigkeit." Der freie Bauer auf noch so kleiner, aber eigener Scholle, sich selbst genug und sich begnügend mit den einfachsten, von ihm selbst mit eigener Hand beschafften Nahrungsmitteln und Lebensbedürfnissen, das ist das Paradies der Zukunft. Wie sich das ins Große hinein im Einzelnen ordnen und gestalten soll, das macht ihm keine Sorge. Die Neugestaltung der Menschheit nach den von ihm vertretenen Grundsätzen ist ihm Sache des Glaubens. Und mit dem kindlichsten Optimismus des Glaubens sieht er der Lösung der Einzelfragen entgegen. Das wird sich alles von selbst machen aus der aus den neuen Umständen und Einflüssen sich von selbst ergebenden und mit ihnen zusammenhängenden guten Gesinnung der von der Kultur unverdorbenen Menschen heraus. Mit Nachdruck argumentiert er in seiner oben genannten Schrift auf eine Gruppe von ackerbautreibenden Gemeinden, die in den fernen Orient gezogen waren und sich an Stellen angesiedelt hatten, wo keine genaue Grenze zwischen China und Rußland war, so daß sie mit keiner Regierung etwas zu tun hatten. Dort haben sie gelebt und sind glücklich gewesen, bis sie — von russischen Beamten entdeckt wurden!

Lic. G a s t r o w.

„Der Fall Hilgenfeld in Osterburg 1856"

betitelt sich ein Aufsatz von Professor Dr. Heinrich Hilgenfeld in Jena in dem neuesten Jahrgang der nun von D. Nippold geleiteten, im Jahre 1857 von D. Adolf Hilgenfeld begründeten und von diesem 50 Jahre bis zu seinem Tode herausgegebenen Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie.

Es erscheint nicht nur als ein Akt der Pietät gegen den Mitbegründer der Protestantischen Kirchen-Zeitung, jenes dort geschilderten, nur wenigen Eingeweihten bisher bekannt gewesenen Vorkommnisses, das Hilgenfelds männlichen Charakter und seine aufrichtige und demütige Frömmigkeit in hellstem Lichte zeigt, auch hier zu gedenken, sondern auch die große Ähnlichkeit, die jener „Fall" mit Vorgängen aus der neuesten preußischen Kirchengeschichte hat, rechtfertigt es, denselben weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Hilgenfeld, außerordentlicher Professor in Jena und Assistent an der dortigen Universitätsbibliothek und seit dem 24. August 1856 nebenbei ordinierter Hilfsprediger, war zum Oberpfarrer in Osterburg in der Altmark als Nachfolger seines Schwiegervaters, des Dr. Woltersdorff, gewählt worden, trotz der abmahnenden Stimme des zuständigen Superintendenten Buchholtz. Er, der öfter in Osterburg gepredigt hatte und mit den dortigen Verhältnissen vertraut war, erklärte sich auch bereit, seine akademische Laufbahn mit der pastoralen Wirksamkeit zu vertauschen, und richtete an das Konsistorium in Magdeburg unter Überreichung seiner letzten Schrift über „Das Urchristentum" in einem Schreiben vom 1. Oktober 1856 das Ersuchen um seine Bestätigung, indem er sich als einen Schüler Marheinekes und Schleiermachers bekannte, die Dogmatik von Strauß ablehnte und seinen dogmatischen Standpunkt in die Sätze zusammenfaßte: „Ich habe den Glauben an eine Einheit des Wahren und des echt Christlichen, welche sich gerade der tieferen Forschung immer mehr aufschließen muß, stets festgehalten, und dieser Glaube beruht für mich auf der Gewißheit, daß das, was wesentlich in der menschlichen Natur gegründet ist, wie das Interesse der Religion und der Wahrheit, in keinem unversöhnlichen Widerstreite stehen kann. Diese Überzeugung habe ich seit 1848—1851 in Vorlesungen über christliche Apologetik durchzuführen gesucht und gelegentlich auch in meinen Schriften geäußert. Diese Überzeugung hat sich in mir auch durch so manche Lebensschicksale immer mehr befestigt. Und wie ich an den lebendigen Gott glaube, vor welchem alles, Vergangenes und Zukünftiges, gegenwärtig ist, so erkenne ich auch in dem geschichtlichen Christus, als dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, seine höchste, urbildliche Offenbarung an. Ich glaube an den heiligen Geist Gottes, der in der christlichen Gemeinde waltet, und in Erkennen und Leben erst den eigentlichen Frieden mit Gott mitteilt, an den Geist, durch welchen der Mensch aufs neue geboren werden muß, um der ewigen, über das irdische Leben hinausreichenden Seligkeit teilhaftig zu werden."

Aber das Konsistorium, das am 11. Oktober 1856 in Magdeburg unter Zuziehung des Professors Tholuck aus Halle über die Bestätigung Hilgenfelds verhandelte, versagte ihm dieselbe. Der Generalsuperintendent Lehnert hatte aus Hilgenfelds Schriften alle ketzerisch erscheinenden Sätze zusammengestellt und folgerte daraus, daß man von der Abhaltung eines Kolloquiums mit Hilgenfeld von vornherein abzusehen habe, da man sich von seiner Verwaltung eines Pfarramtes um so weniger einen Segen versprechen könne, als die Art, wie er die neutestamentlichen Schriften behandele und namentlich das Evangelium Johannis auslege, auf einen sittlichen Mangel in ihm, auf den Mangel an Wahrheitsgefühl schließen lasse. Konsistorialrat Sack zeigte sich in seinem schriftlich abgegebenen Votum zwar etwas milder und gerechter, wenn er urteilte: „Man hat Grund, anzunehmen, daß Professor Hilgenfeld die Extreme der neuen Kritik von seinem Standpunkt aus zu mildern sucht oder zu mildern wünscht; auch hat das in seinen Schriften abgelegte Bekenntnis viel für sich, um ihn als persönlich religiös und christlich gelten zu lassen", aber, so schrieb er weiter, das reicht nicht hin, um ihm ein geistliches Amt anzuvertrauen. „Mein Votum geht darauf hin, daß ihm dies mit Achtung, aber sehr bestimmt und entscheidend gesagt werde in einer nicht zu weitläufigen Ausführung der Gründe."

Es machte aber doch einige Schwierigkeiten, ehe sich das Konsistorium einigte über den Wortlaut des Schreibens, in dem Hilgenfeld seine Nichtbestätigung ausgesprochen werden sollte. Vor allem machte Tholuck geltend, daß die Jenaische Fakultät leicht Hilgenfelds Sache zu der ihrigen machen könnte und dann doch mal geboten sei, die Nichtbestätigung Hilgenfelds ausführlich zu begründen. „Wenn aber ein solches (Vorgehen der Jenaer Fakultät) bei dieser Veranlassung gar nicht am Orte sein würde (?)," schreibt Tholuck, „so bliebe nur ein kürzeres Schreiben an Hilgenfeld zur Wahl, welches sich beschränkte zu sagen, daß sich nach der Prüfung auch seiner neuesten kritischen Schriften ergebe, daß nach seiner Überzeugung weder das Evangelium Johannis noch die synoptischen Evangelien eine gesicherte historische Grundlage ergeben für diejenigen Tatsachen, auf welchen die christliche Kirche mit ihren Institutionen und Festen ruht. Wenn nun auch dem akademischen Theologen nach protestantischen Grundsätzen das Recht kritischer Forschung keineswegs abgesprochen werden könne und dürfe, so seien doch Resultate, wie die erwähnten, am allerwenigsten mit dem Amte und der Aufgabe eines praktischen Geistlichen vereinbar."

Schließlich erhielt Hilgenfeld unter dem 18. Oktober 1856 vom Magdeburger Konsistorium den Bescheid, daß es sich nach einer sehr reiflichen und allseitigen Erwägung bedauerlicherweise außerstande sehe, ihm die Bestätigung für die Osterburger Oberpfarrstelle zu erteilen unter Hinzufügung einiger in den oben erwähnten Urteilen hervorgehobener Gründe, jedoch mit der Versicherung, daß das Konsistorium an der Aufrichtigkeit des persönlichen Bekenntnisses Hilgenfelds in seinem Schreiben vom 1. Oktober 1856 nicht zweifele. Und gleichzeitig wurde diese Entscheidung dem Magistrat von Osterburg mitgeteilt, mit der Aufforderung, baldigst eine andere Wahl zu treffen.

Hilgenfeld beruhigte sich nicht ohne weiteres bei diesem ablehnenden Bescheide, sondern suchte in einer längeren Gegenschrift die gegen ihn erhobenen Einwände zu widerlegen. Vor allem aber interessiert uns in dieser seiner Erklärung folgender Satz: „Inwiefern meine dogmatischen Überzeugungen, die ich in meinem Schreiben vom 1. Okt. 1856 kurz zusammengefaßt habe, eine geistliche Amtsführung auf den Grundlagen biblischer und evangelischer Lehre unmöglich machen, hat ein Hochwürdiges Konsistorium nicht angegeben. Ich kann daher in dieser Hinsicht nur darauf hinweisen, daß mir der Großherzogl. S. Kirchenrat ohne Bedenken ein geistliches Amt anvertraut hat (als Hilfsprediger in Jena), daß ich auf das Augsburgische Bekenntnis, dessen Grundgedanken ich treu festhalte, verpflichtet worden bin, insoweit es mit dem in der heiligen Schrift enthaltenen Gotteworte übereinstimmt."

Auch der Magistrat von Osterburg machte noch einmal den Versuch, die Konsistorialentscheidung in bezug auf Hilgenfelds Nichtbestätigung rückgängig zu machen in einer längeren Eingabe, an deren Schlusse es hieß: „Die gelehrten theologischen Fragen liegen uns fern. Doch be-

kennen wir, daß wir die dogmatische Überzeugung Hilgenfelds . . . für hinreichend zu einer gesegneten geistlichen Amtsführung halten, zumal da die höchste kirchliche Behörde des Großherzogtums Sachsen-Weimar keinen Anlaß genommen hat, ihm ein kirchliches Amt zu übergeben."

Natürlich war alles vergeblich. Der Oberkirchenrat trat der Entscheidung des Konsistoriums bei, auch eine Immediatvorstellung der Gemeinde wurde abschlägig beschieden.

Tout comme chez nous!

Hengstenberg frohlockte in seiner Evangelischen Kirchenzeitung in einem Rückblick auf das Jahr 1856, daß die Provinz Sachsen die Gegengabe, die ihr für Dr. Karl Schwarz, der von Halle nach Gotha als Oberhofprediger berufen worden war, in Hilgenfeld aus Jena nach Osterburg dargeboten werden sollte, verschmäht habe, und nannte, zumal auch Kuno Fischer in jenem Jahre eine Freistatt in Jena gefunden, die sächsischen Herzogtümer „ein deutsches Galiläa der Heiden."

Wir denken freilich anders darüber. Wir betrachten es als ein Glück, daß Hilgenfeld unserer Jenaer Hochschule sechs Jahrzehnte hindurch eine Zierde gewesen und eine Größe geworden ist, und stimmen dem zu, was er am letzten Silvestertage seines Lebens, als er an jenen Osterburger „Fall", wohl durch den „Fall Cesar" veranlaßt, erinnert wurde, darüber geäußert hat: „Es ist doch so besser gewesen!"

Ernst Behr.

Also doch!

Maximilian Harden hat wiederum einen Prozeß gehabt, und zwar in München. Der letzte wird es nicht sein. Es sind da Steine ins Rollen gekommen, die sich nicht so leicht aufhalten lassen. Ein Münchener Redakteur hatte das Gerücht weitergegeben, Harden habe vom Fürsten Eulenburg eine Million Schweigegeld erhalten dafür, daß er gewisse Verfehlungen nicht an die Öffentlichkeit bringe. Ein ganz törichtes Gerücht. Aber da es, wie alle Torheiten, starken Glauben finden mußte, wurde der Verbreiter des Gerüchtes vor den Kadi gebracht. Bei dieser Verhandlung hat nun Harden zum Beweise, daß er nicht zu schweigen brauche, zwei Zeugen vorgeführt, die unter Eid Verfehlungen des Fürsten Eulenburg aussagten. Ob's kriminelle Vergehen sind, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls sind es „Schmutzereien"; und gerade solche hatte der als Zeuge vernommene Eulenburg bei einem Berliner Prozeß unter Eid in Abrede gestellt. Also zwei Zeugen haben unter Eid ausgesagt, daß sie vor Jahren mit dem Fürsten Eulenburg in einer Weise verkehrt haben, die den herkömmlichen Begriffen von Sittlichkeit und guter Sitte jedenfalls nicht entspricht. Harden hatte früher mit einer Zeugin kein besonderes Glück; sie stellte sich später als krankhaft veranlagt heraus, und da fiel manche Kombination in sich zusammen. Er wird doch jetzt mit seinen Zeugen vorsichtiger geworden sein und als kluger Mann nicht wieder auf Hysteriker, die es auch unter Männern gibt, hineinfallen. Wir haben also als Unbeteiligte das Recht, zu sagen: es muß doch etwas vorliegen. Erst ein Fritz Eulenburg; dann Lynar und Hohenau; und nun auch Philipp Eulenburg stark kompromittiert.

Es kommt bei solchen Fragen nicht allein darauf an, wie sie juristisch entschieden werden. Wo Eid gegen Eid steht, ist die gerichtliche Entscheidung sehr schwer, wenn nicht durch gewichtige Momente oder durch ein Geständnis ein Meineid auf einer Seite festgestellt werden kann. Aber die Atmosphäre, in der solche Dinge verhandelt werden, übt ihre Wirkung aus. Wie jene Kreise leben, und was

sie treiben, das bleibt doch immer betrüblich, selbst wenn der eine oder andere Vorwurf im milderen Lichte erscheint. Immer wieder drängt sich die Wahrnehmung auf: sie haben da oben einen anderen Sittenkodex, als wir anderen. Nicht nur die natürlichen Abirrungen von Anstand und guter Sitte werden gebilligt — das kommt auch in anderen Schichten des Volkes vor —, sondern widernatürliche, die dadurch nicht natürlicher werden, daß man beständig ihre Krankhaftigkeit betont.

Und nun bedenke man: in derselben Oberschicht herrschen auch zugleich feste Anschauungen von Autorität, Gottesfurcht und frommer Sitte! Es mag ja sehr viele dort oben geben, die für ihre Person sich über das Hergebrachte erhaben fühlen; aber es gilt doch auch bei diesen als eine Forderung des Anstandes und guter Erziehung, mit der eigenen Meinung zurückzuhalten und den Schein so gut wie möglich zu wahren „um der Leute willen". Der Grundzug bleibt aber die aufrichtige Überzeugung von der Ersprießlichkeit jener Güter. Denn sie haben aus der Geschichte soviel wenigstens gelernt: wenn die großen Massen erst einmal anfangen, die Autoritäten zu zertrümmern, dann fangen sie bei den Oberen an. Aus dem Triebe zur Selbsterhaltung entspringt also auch der Trieb zur Erhaltung einer gewissen Wohlanständigkeit, und wär's auch nur um der Leute willen. Nur wo die Unterschicht noch so stupide ist, daß sie nicht reflektiert, da pflegt die Vorsicht außer acht gelassen zu werden. Oder wo die Unterschicht schon so verderbt ist, daß ihr kein gutes Vorbild mehr nützen kann. Die Verhältnisse haben wir aber in Deutschland Gott sei Dank nicht.

Da muß einer aus jenen Kreisen selbst aufstehen und zur Selbstbesinnung mahnen. Es geht nicht so weiter, wenn wir ein Volk mit sittlichen Grundsätzen bleiben wollen. Wir wissen es wohl, die Welt läßt sich nicht nach dem Schema sofort verbessern. Es werden auch stets Abirrungen vorkommen, selbst bei normalen Zuständen. Und das, was wir mit Widerstreben in den letzten Jahren lesen oder selbst beobachten mußten, wird nicht sofort die Mächte der Unterwelt aufwühlen. Aber im Volksbewußtsein bleibt zu viel davon hängen. Nach und nach üben die Sünden der Großen ihre Wirkungen auf die Kleinen aus. Der Rückgang wird erst nach Jahrzehnten offenbar, wenn alles Predigen und Schreien, alles Verbieten und Strafen umsonst ist.

Vielleicht ist schon der Anfang zur Umkehr gemacht. Unser Adel muß voran; er muß bei sich selbst Ordnung schaffen. Er soll milde sein bei allen Verfehlungen, die menschlich sind und natürlich; denn die sind auch reparabel. Aber streng, unerbittlich hart überall da, wo die Achtung und Ehre auf dem Spiele steht. Das wäre ein wirklich adeliges Werk!

Saxo.

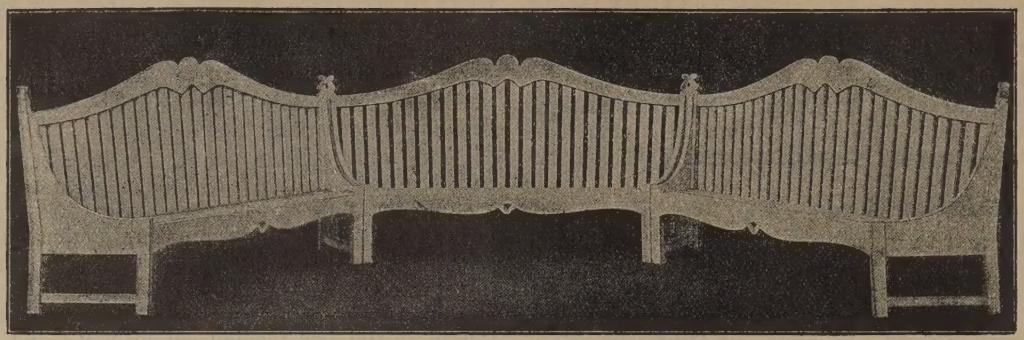
Vom Büchertisch.

Der heilige Krieg. Friedrich Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten. Herausgegeben von Hans Brandenburg. Geschmückt von Käthe Vesper-Waentig. Wilhelm Langewiesche-Brandt, München-Ebenhausen. 415 Seiten. 1,80 M.

Eine gute Auswahl aus Hebbels Werken, die das Bild der Persönlichkeit Hebbels wiederspiegelt, in ihrem Ringen mit dem Schicksal, in der tragischen Größe ihrer Entwickelung, dazu in allen menschlichen Beziehungen und Fragen. Die Sammlung ist geeignet, einen Anfang der Kenntnis Hebbels demjenigen zu vermitteln, der vor den „Sämtlichen Werken" zurückscheut. Wir sind überzeugt, wenn er es mit dem vorliegenden Buche ernst nimmt, so wird er bald nach dem ganzen Hebbel greifen. Das der Witwe des Dichters, der jetzt 91jährigen Frau Christine, gewidmete Buch ist sehr schön ausgestattet und mit einem Bildnis Hebbels geschmückt.

J. K.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.



GARTEN-MOEBEL

nach Entwürfen erster deutscher Künstler. Klare einfache Formen in sauberem leuchtenden Weiß, solid gearbeitet. Man verlange in Dresden gegen Einsendung von M. 0,50 das illustr. Preisbuch E.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST, G. M. B. H., DRESDEN-A. 16 - MÜNCHEN 2.

Ein gut empfohlener Mann, 40 Jahre alt, richtet an Edeldenkende die herzliche Bitte, ihm bei Beforgung von Arbeit leichterer Art, auch in Fabrik, behilflich sein zu wollen. Am liebsten in Hamburg oder Bremen.

Franz Kletschke, Hamburg 13 Kielortsallee 20.

In einem evangelischen Pfarrhause Nordböhmens findet ab 1. Juli d. J. **ein junges Mädchen** freundliche Aufnahme zur Erlernung des Haushaltes und zu allseitiger Einführung in ein durchgebildetes Verständnis des Hausfrauenberufes. Pensionspreis monatlich 60 M.

Haida (Böhmen).
Frau Pfarrer Walbaum.

Bildung
und
Persönlichkeit

Das einzige, was wir vor Rumänen und Russen, vor Italienern und Indiern schliesslich voraus haben, ist die bessere Durchbildung, die wir unserer Arbeitermenge geben können. Und jeder, der diese Durchbildung erschwert und hemmt, der irgend ein Bleigewicht an unsere Schulen hängt, oder die Freiheit der Entwicklung des Charakters in der Masse hindert, hemmt zugleich die deutsche Volkswirtschaft.

Naumann, Politik der Gegenwart

Buchhandlung der Hilfe
G. m. b. H.
BERLIN-SCHÖNEBERG.
Preis —,60 M.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin **Sachsenhausen** bei Frankfurt a. M.

Hilfspredigerstelle zu Bremen.

Die **Hastedter Gemeinde** zu **Bremen** will möglichst bald einen ordinierten Hilfsgeistlichen anstellen. Gehalt 2400 M. und freie (möblierte) Wohnung. Nähere Auskunft erteilt Pastor Emde, Kirchbachstraße 7. Bewerbungen werden bis zum 1. Juni an den Unterzeichneten erbeten.

Bremen, den 5. Mai 1903. **Chr. Meyer,**
Fährstraße 1e. verwaltender Bauherr.

Hörügel Harmonium
Einzig schöner Ton! Gegr. 1893. Fabrik
Vertr. an jedem gröss. Platze. **Leipzig-Leutzsch**
Katalog gratis.

Wichtig für **Brautleute**
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN. O.
Gegründet 1859. Kleine Andreasstr. 9. Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen

Der Verlag des Protestantenblattes.

Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.

Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.

Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

Die einzig richtige, in Anlage und Betrieb billigste

Kirchenheizung

ist die verbesserte Luftheizung. Aus einem rein metallischen System bestehend, daher keine Austrocknung der Luft, kein Staub, keine Gerüche wie bei anderen Systemen.

Rasches Anheizen, ununterbrochene Zuführung reiner, erwärmter und befeuchteter Aussenluft.

Prospekt, Kostenanschlag u. Auskunft bereitwilligst und umsonst.

Luftheizungswerke
Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf.
Frankfurt a. M.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

MANNBORG,
Erste Harmonium-Fabrik nach Saugwindsystem in Deutschland.

Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.
Höchste Auszeichnungen.
Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

Geschenkt

erhält jeder für geringe Mühewaltung

1 Harmonium.

(Für kleine Bemühung an einigen freien Abenden). Auskunft gratis durch

E. Roggenbauch, Stuttgart
Tübingerstraße 85.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von
Professor Beck
liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper
Leipzig
Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10** Pfd.-Beutel franko 8 M.
Cigarren billigst.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 20.

Berlin
Bremen.

13. Mai 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Professor Seeberg. — Die preußische Mittelpartei. — Die Hildesheimer Tage des Protestantenvereins. — Die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. — Der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. — Mischehen. — Feuerbestattung. — Soziales. — Aus Bayern. — Anzeigen.

Tagebuch.

Seeberg ist Professor der Theologie in Berlin. D. Rade, der ihn einmal in Nr. 7 Sp. 157 der „Chr. Welt" als den anerkannten Führer der sogenannten Positiven in Preußen bezeichnete, hatte auf ihn die Hoffnung gesetzt, daß er eine anständige Kriegführung, daß er die Führung von Waffen des Geistes und der Gerechtigkeit in seiner Partei im kirchenpolitischen Kampf durchsetzen würde, denn Seeberg hatte in einer Schrift: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert geschrieben:

„Vielleicht darf man hoffen, daß die Kämpfe etwas größer und edler, ohne die persönliche Zuspitzung von heute, ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, ohne Intrige und Macht, etwas mehr als „heilige Kriege" werden geführt werden können."

Nun ist D. Rade enttäuscht durch Vorgänge der letzten Wochen, die sich an die Berufung der Professoren Deißmann nach Berlin und Drews nach Halle anschlossen. Wir haben mit dem ausführlichen Bericht über diese Vorgänge unsere Leser nicht behelligen wollen. Sie boten uns nichts Neues, wie wir schon in Nr. 9 voraussagten. Es war das alte häßliche Bild: Zwei bedeutende wissenschaftliche Männer der modernen Theologie werden auf preußische Lehrstühle berufen, in der Presse der Orthodoxie beginnt das übliche Zetergeschrei über grundstürzende Theologie, kirchenzerstörende Professoren. Die beiden Männer werden in ihrer wissenschaftlichen Leistung vor einem urteilslosen Publikum heruntergerissen, man verdächtigt sie politisch (Deißmann national-sozial, hat für die Sozialdemokratie geworben. [Unwahr!] Drews redet auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß! [Schrecklich!]). Man phantasiert von einem liberalen Trust, der die Macht in der Hand habe und bedingungslos seine Anhänger versorge. Man rühmt Männer des eigenen Lagers, deren wissenschaftliche Bedeutung freilich zumeist noch veilchenhaft ist. Man droht mit einer landeskirchlichen Versammlung und fordert einen positiven Referenten für theologische Besetzungen im Kultusministerium. Pikanterien in diesem wilden Durcheinander von Klagen, Anklagen, Scheltreden und Hetzereien fehlen nicht. Man wagt anzudeuten, der ehrwürdige Parteigenosse D. Weiß habe die Berufung des Heidelberger Deißmann gefördert, um dort Platz zu schaffen für seinen Sohn Johannes; man weist mit spitzen Fingern auf die Familienbeziehungen zwischen dem Berliner Propst D. Kawerau, der für das Kultusministerium eingetreten ist, und Professor D. Haupt in Halle, der in den Deutsch-evangelischen Blättern Kawerau verteidigt. — Rade hat recht, der heiße Ekel steigt einem in die Kehle beim Blick in dieses Treiben, und wir bewundern die Redaktion der „Preußischen Kirchenzeitung", die immer wieder berichtigt, entgegnet und polemisiert hat.

D. Rade ist enttäuscht, daß zu diesen Vorgängen, die sich zum größten Teil in der „Reformation", als deren Mitarbeiter Seeberg auf dem Titel steht, abgespielt oder gespiegelt haben, der anerkannte Führer Professor D. Seeberg nicht beruhigend, richtigstellend und tadelnd das Wort ergriffen hat, denn D. Seeberg selbst zusammen mit D. Weiß und D. Kaftan haben den Professor D. Deißmann-Heidelberg vorgeschlagen, während die Mehrheit der Fakultät Jülicher vorgeschlagen hatte. Die ganze widerwärtige Hetze gegen die „Liberalen", gegen den Kultusminister, gegen D. Deißmann hat er geschehen lassen, ohne auch nur mit einem Wort die Oeffentlichkeit aufzuklären, seine Parteigenossen von offenbarer Ungerechtigkeit zu bewahren, die Parteifanaktiker, die den Sachverhalt kennen mußten, vor der Unlauterkeit zu retten.

D. Rade ist enttäuscht — wir nicht. Es geschieht neuerlich viel im Namen Gottes und des Heilandes, dessen sich der schlichte Mensch einfach schämen würde. Wir haben von vornherein nicht geglaubt, daß Seeberg mit der „Pastorendemokratie" der orthodoxen Partei fertig werden würde. Diese im Geiste Hengstenbergs, Kögels und Stöckers geschulte, von Skrupellosigkeit und Fanatismus beseelte Masse ist wahrlich so schnell nicht umzubilden. Wer gezwungen ist, ihre Presse zu lesen, muß immer wieder mit aller Energie es sich vor die Seele stellen: sie wissen nicht, was sie tun! Dennoch hat D. Rade schließlich Recht: Seeberg mußte wissen, was seine Freunde tun, und mußte wissen, was er tat, indem er schwieg, und es ist gut, daß das energisch ausgesprochen worden ist.

Unmöglich, darin hat D. Rade ebenso recht, ist nun Seeberg in einer Stellung als Referent im Kultusministerium für Universitätsberufungen, denn er hat durch sein Verhalten bewiesen, daß Kawerau mit seiner Befürchtung recht hatte, wenn er in Nr. 88 der „Schlesischen Zeitung" schrieb: Im Namen der Kirche will man öffentlich dem Minister gegenüber „ganz konkrete Forderungen" stellen und sich „ernstlich verbitten", daß er seines Amtes waltet, wie er es tut. Man fühlt sich als eine Nebenregierung, die ihre Forderungen stellt und sich die Entscheidung über wichtige Personalfragen beilegt. Und diese Art, der Staatsregierung Vorschriften zu machen, nennt sich „konservativ". Andere nennen es die Versuche zu einer Pastorendemokratie. Man weiß in akademischen Kreisen schon längst, welche Persönlichkeit in den Kreisen dieser kirchlichen Nebenregierung für die Dezernentenstelle im Ministerium in Aussicht genommen ist. Es wäre für unsere theologischen Fakultäten der Anfang eines rücksichtslosen Parteiregiments, wenn diese Pläne sich verwirklichen sollten, und das Ansehen der theologischen Professoren im Kreise der übrigen Fakultäten hätte den Schaden davon zu tragen."

Daß Seeberg mit dieser Andeutung bezeichnet war, ist der breiten Oeffentlichkeit bekannt geworden durch den Offenen Brief, den die Professoren Stange und Bonwetsch an ihre Parteigenossen geschrieben haben. Sie wollen den Vorwurf rücksichtsloser Parteiherrschaft von ihm abwehren; den Vorwurf hat Kawerau ihm nicht gemacht, aber daß er nicht der Mann sei, rücksichtslosem Parteitreiben entgegen zu treten, ja daß er selber von der Parteiherrschaft hilflos abhängen würde, haben die letzten Vorgänge bewiesen. Jene Nebenregierung, jene Pastorendemokratie würde rücksichtslos durch diesen stillen Mann herrschen. Seeberg hat ein „sachliches Urteil" von „parteiloser Objektivität", das beweist die Wahl Deißmanns zum Nachfolger von Bernhard Weiß, aber er hat nicht die Energie, diesem Urteil in der eigenen Partei Geltung zu verschaffen.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Kaweraus, auf diesen Umstand und seine Folgen aufmerksam gemacht zu haben, und wenn es wirklich, wie Stange und Bonwetsch in ihrem Brief sagen: „bisher ohne Parallele ist, daß ein Mitglied der obersten Kirchenbehörde in Preußen in dieser Form in den Streit eingreift", so macht auf uns dies Vorgehen keinen „peinlichen", sondern einen höchst erfreulichen Eindruck, nicht weil es gegen die Orthodoxie, sondern weil es überhaupt geschieht. Es gehört zum alten Staatsbilde, daß die oberste Leitung das Dasein eines Dalai-Lama führt, der in mystischer Verborgenheit geheimnisvoll die Geschicke des Volkes leitet. Im modernen Staatsleben der Oeffentlichkeit — nicht mehr des Kabinetts — treten die Regierungen offen mit ihren Anschauungen und Plänen hervor, provozieren Kritik und Zustimmung, hindern dadurch schiefe Polemik und unnötige Erbitterung, und befördern das gegenseitige Verständnis zwischen Regierung und Regierten. Unsere Synoden tagen selten, Hirtenbriefe sind römisch, jene in Baden üblichen ausführlichen Bescheide der obersten Kirchenbehörde auf die Diözesansynoden in Preußen nicht üblich, was liegt näher, als die Benutzung der Presse in unserer Zeit. Geschieht dies immer von so großen Gesichtspunkten, wie in Kaweraus Artikel, so mögen auch die Betroffenen, wenn sie nicht kleinlich sind, ein wenig Temperament in Kauf nehmen, sie muten das ja auch ständig ihren Gegnern zu. Bringt diese Aeußerung den Schreiber in Gegensatz zu seiner Behörde — so mag er die Folgen tragen. Kawerau ist ganz der Mann dazu. Möchten wir ihn nicht zum letzten Mal gehört haben, wir wollen ihn hören, auch wenn er das nächste Mal gegen uns schreibt.

In Summa: Parteien müssen sein, aber sie sollen sich hüten so zu sein, wie wir es soeben an der Orthodoxie erlebten. Wir Liberalen wollen auch uns das gesagt sein lassen.

*

Die preußische Mittelpartei über Positiv und Liberal. Bei ihrer 4. Generalversammlung in Guben hörte der Brandenburgische Provinzialverein der landeskirchlichen evangelischen Vereinigung (Mittelpartei) einen Vortrag des Berliner Pfarrers

D. Scholz mit dem Thema: „Erschöpfen die kirchlichen Parteinamen „Positiv" und „Liberal" den Reichtum deutsch-evangelischen Geistes- und Glaubenslebens?" Scholz gab folgende Leitsätze:

1. Die kirchlichen Parteinamen Positiv und Liberal sind unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen entstanden, durch bestimmte Zeitereignisse während des letzten Menschenalters, seit Erlaß der Preußischen Kirchenverfassung, in ihrer Eigenart befestigt und für das kirchliche Leben der Preußischen Landeskirche in dem Grade ausschlaggebend geworden, daß nur noch der beiderseitige Gegensatz empfunden wird und ebenso eine Verständigung wie ein Drittes außer oder über ihnen unmöglich erscheint. 2. Gleichwohl tragen beide die Schattenseiten ihrer kampfreichen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte an sich. Dazu gehört: a) auf positiver Seite, daß neben der Betonung der „Einheit im Notwendigen" christlicher Lehre die Wertschätzung der Mannigfaltigkeit verschiedener Standpunkte und die Anerkennung ihres Rechts mehr und mehr in den Hintergrund tritt, ja daß die Vorstellung erzeugt und befördert wird, „positiv" und „gläubig" seien Wechselbegriffe und ein Mangel an jenem zugleich ein Mangel an diesem, wozu um so weniger Veranlassung vorliegt, als der Begriff des Positiv auch unter denen, die ihn teilen, keineswegs unumstritten feststeht, vielmehr hinsichtlich der Auffassung und Handhabung der „reformatorischen Bekenntnisse" erheblichen Unsicherheiten und Schwankungen unterliegt; b) auf liberaler Seite, daß über dem Gedanken des Rechtes der Gemeinde und der freien Bewegung des Einzelnen der Pflichtgedanke zurückgestellt und die Notwendigkeit einer inneren Verbindung an das geschichtlich gegebene Christentum gegenüber einer rein neuzeitlichen kulturellen Religiösität, aber auch die erziehende Kraft gemeinsamer evangelischer Glaubensnormen gegenüber der Begrenztheit alles individuellen Religionslebens unterschätzt wird. 3. Es kommt hinzu, daß beide Richtungen durch das Schwergewicht des öffentlichen Lebens mit den ihnen entsprechenden politischen Parteien, Konservativ und Liberal, nahe verbunden sind und deren Last mitzutragen haben. 4. Unter den geschilderten Umständen ist nicht daran zu denken, daß die kirchlichen Parteinamen Positiv und Liberal den Reichtum deutsch-evangelischen Geistes- und Glaubenslebens, der vor allem ein Reichtum an Aufgaben ist und ein Aufgebot persönlicher Kräfte erfordert, erschöpfen. Im Gegenteil lähmt der gegenwärtige Zustand Unzähligen die Freudigkeit kirchlicher Mitarbeit, gefährdet den Betrieb der theologischen Studien, hindert an einem erfolgreichen Kampf gegen Materialismus und Jesuitismus und lockert den Bestand der Landeskirche. 5. Indem die „Evangelische Vereinigung" ihrem Namen gemäß das gemeinsam Evangelische auf ihre Fahne schreibt, erhebt sie dauernden Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der heutigen Parteischablone und bietet ihre Dienste an, um die vorhandenen Gegensätze zwar nicht künstlich zu vermitteln, aber auf ihr natürliches Maß zurückzuführen und dadurch erträglich zu machen. Als Anzeichen einer normalen Entwicklung betrachtet sie a) die Versuche einer „Modernen Theologie" vom positiven Standpunkt, b) die zunehmende Betonung des Religiösen im Liberalismus, c) die kirchenregimentlich festgelegte Unterscheidung zwischen den Glaubenssätzen der Kirche und ihrer jeweiligen theologischen Formulierung. Als nächste Forderung stellt sie die Zulassung liberaler Vertreter zur Generalsynode auf." In der Debatte wurde namentlich die letzte Forderung als besonders wichtig erklärt. Es müsse energisch für den Schutz der Minoritäten gearbeitet und ihnen Gelegenheit zu gemeinsamer Betätigung verschafft werden; denn nur durch gemeinsame Arbeit und öffentlich freie Aussprache könne eine Verständigung erzielt werden.

*

Die Hildesheimer Tage des Protestantenvereins brachten nur Beratungen über Organisation und Ausdehnung der Arbeit. Schon der nächste Protestantentag in Bremen, Ende September—Anfang Oktober 1909, wird die Wirkung zeigen. Der Verein hat an direkten Mitgliedern im vergangenen Jahr wieder um 100 gewonnen. Werbung tut aber not. Meldungen an das Bureau: Berlin W, Steglitzerstr. 68, oder an den Schatzmeister Herrn Weidling, Berlin W, Potsdamerstraße 82a. — Für den religiös-liberalen Kongreß 1910 wird der Zeitpunkt in die Nähe des Berliner Universitätsjubiläums gelegt werden. Den Vortrag des Pfarrers Späth bekommen unsere Leser im Hauptblatt. Die Debatte brachte wertvolle Ausführungen des im Vortrag schon Gebotenen. Die Volksversammlungsreden von D. Fischer und Dietrich Graue standen sachlich auf der Höhe. Ein Teilnehmer rühmte: Ich habe während der ganzen Tagung keine Phrase gehört.

*

Die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. Daß auf unsern Friedhöfen viel Geschmacklosigkeit sich breit macht und wirklicher Sinn für Kunst oft vermißt wird, liegt zu Tage und ist bedauerlich. (Vergl. den Artikel: Friedhofskunst in Nr. 6, 7, 8.) Die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst, kein geschäftliches Unternehmen, sondern ein ehrenamtlich geleiteter Verein zur Verbreitung künstlerischer Kultur, ist bemüht, hier Abhilfe zu schaffen. Seit ihrer umfangreichen „Ausstellung zur Hebung der Friedhofskunst", die vor mehreren Jahren von Wiesbaden aus die Runde durch Hamburg, Frankfurt, Stuttgart, München antrat, ist sie eifrig bestrebt gewesen, auf die Befreiung unsrer Friedhöfe von der Unkultur der polierten Fabrikware hinzuarbeiten und wieder für künstlerische Arbeiten zu sorgen. Die Gesellschaft hat nach Gewinnung einer Anzahl führender Künstler eine Art Verband künstlerisch strebsamer Steinmetzen aus dem Grabmalfach gegründet, dessen Mitglieder von der Gesellschaft für die von ihnen anzufertigenden Grabstätten Entwürfe, die von Künstlern

gearbeitet sind, beziehen. Die Firma C. Schwarz in Berlin hat in der Brandenburgstraße 72 eine kleine ständige Ausstellung künstlerischer Grabmäler eröffnet. Die genannte Gesellschaft hat ein eigenes Bureau zur Vermittlung künstlerischer Grabdenkmäler in Wiesbaden, Neubauerstraße 4, eingerichtet, das mit jeder gewünschten Auskunft unentgeltlich zur Verfügung steht. Von ihr ist jetzt ein mit einer Reihe guter Illustrationen versehenes Flugblatt erschienen, das wertvolle Winke für die Beschaffung eines Grabdenkmals erteilt und besonders eingehend die Frage nach dem zu verwendenden Material bespricht. Wir erweisen gewiß vielen einen Dienst, wenn wir sie auf die Bestrebungen der Wiesbadener Gesellschaft und das erwähnte Flugblatt aufmerksam machen.

*

Der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Der Moltke-Hardenprozeß hat viel Staub aufgewirbelt. Allerlei Fragen sind im Anschluß daran erörtert worden. Man wurde wieder einmal aufmerksam auf sittliche Ausschweifungen und Verirrungen. Man besann sich darauf, daß es gelte, die Kraft unsers Volkes gesund zu erhalten. Man faßte die Feinde, die die sittliche Gesundheit unsers Volkes untergraben, ins Auge. Man erkannte, daß viel gesündigt wird durch Weckung der Sinnlichkeit, Reizung der Lüsternheit, Vergiftung der Phantasie und daß in dieser Beziehung besonders unsre Jugend gefährdet ist. Hier Abhilfe zu schaffen, hat sich der von dem verstorbenen trefflichen Otto von Leixner gegründete Volksbund zur Aufgabe gesetzt. Seine Wirksamkeit ist segensreich und verdient allseitige Unterstützung. Die neueste vierte Flugschrift bietet einen Vortrag des bekannten Jenenser Professors Dr. Rein: „Volksleben und Erziehung in Haus und Schule", der gedankenreich allgemeine Gesichtspunkte geltend macht. Der Volksbund will an die deutschen Regierungen und Parlamente folgende Eingabe richten:

„Die Gefährdung unsrer Jugend und damit des ganzen deutschen Volkes durch den Schmutz in Wort und Bild wird nach den Ereignissen der letzten Zeit auch von denen anerkannt, die der Gefahr früher gespottet haben. Manches ist zwar erreicht. Mit dankenswerter Unterstützung der Behörden und der Presse ist es gelungen, gewisse Witzblätter von den schmutzigsten Anzeigen zu säubern. Aber viel mehr bleibt noch zu tun. Im Interesse der deutschen Jugend fordern wir, daß die Regierungen gegen die öffentliche Auslegung von Bildern und Schriften einschreiten, die, weit entfernt der Kunst oder der Wissenschaft zu dienen, lediglich darauf berechnet sind, in schamloser Weise die Sinnlichkeit zu reizen, sowie gegen Kinematographen und Mutoskope, die denselben Zwecken dienen."

Diese Eingabe ist sehr zeitgemäß und es ist ihr Erfolg zu wünschen. Väter und Mütter, Lehrer und Lehrerinnen, überhaupt alle, die es mit unserm deutschen Volke ernst meinen, sollten zu ihr ihre Unterschrift hergeben. Unterschriften nimmt entgegen und Listen zur Sammlung von Unterschriften stellt zur Verfügung die Geschäftsstelle des Volksbundes, Berlin NW 87, Beusselbrücke.

*

Mischehen. In Preußen sind die Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten gestiegen: 1885 231.047, 1890 255.802, 1895 289.926, 1900 321.499, 1905 359.985 und zwar in diesem Jahr 169.200 mit evangelischen Männern, 190.785 mit katholischen Männern. 60 Prozent dieser Mischehen finden sich in größeren Orten, besonders den Städten. So hat nach der Angabe des Ev. Gmdbl. f. Rhld.-Westf. Köln 9002, Elberfeld 4870, Dortmund 3895, Solingen 1570, Mülheim (Ruhr) 1809.

*

Feuerbestattung. Der „Kirchl. Anz." Nr. 2 teilt mit, daß beim Stuttgarter Krematorium schon 3000 Anmeldungen für die Einäscherung vorlagen, und damals schon 200 Einäscherungen vorgenommen waren. Er bemerkt: Es ist zweifellos, daß die neue Sitte große und rasche Fortschritte macht.

*

Soziales. Der Arbeiterminister John Burns hat in einer Rede an Schüler die Bedeutung der Bildung für den Arbeiter hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß die Arbeiterschaft Deutschlands den englischen Arbeitern in diesem Punkte voraus sei. Er warnte vor der Uebertreibung des Sports und schließt seine Rede mit dem Hinweis: Man verlange von ihm, daß er mit den 200.000 Lstr., die ihm für die Arbeitslosen zur Verfügung gestellt worden seien, einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffe. Die Arbeiter sollten dies selbst tun mit den 3 Millionen Lstr., die sie wöchentlich für Getränke und Wetten verausgaben.

Aus Bayern.

Es ist ziemlich lange her, seitdem wir zum letzten Mal über den Stand der Dinge im „Dunkelsten Deutschland" berichtet haben. Nicht als ob nichts zu berichten gewesen wäre; aber was da hätte berichtet werden können, war nicht von der erfreulichsten Art. Unter solchen Umständen entschließt man sich nur schwer, zur Feder zu greifen. Einmal muß es aber doch wieder sein. Darum heute frisch auf zur Tat!

1. Innerkirchliches.

Der theologische Streit innerhalb der protestantischen Geistlichkeit Bayerns, der eine Zeitlang sehr heftige Formen annehmen zu wollen schien, ruht im gegenwärtigen Augenblick. Das „Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern", das ein treuer Spiegel dessen ist, was die bayerische Pfarrerswelt bewegt, hat schon seit längerem keine Kontroversartikel mehr gebracht, die sich mit grundlegenden Fragen der Religionsphilosophie oder der Dogmatik beschäftigt hätten. Was dort in der letzten Zeit hauptsächlich zur Besprechung kam, waren Gegenstände peripherischer Natur: Sorgen der Amtsführung und Wünsche zur sehnlichst erwarteten Gehaltsaufbesserung. Man darf begierig sein, wie lange die momentane Waffenruhe dauern wird; begierig auch, wie lange das Kirchenregiment eine abwartende Stellung einnimmt. Ernstliche Schritte gegen die liberalen Pfarrer hat es bisher nicht unternommen, trotzdem der jüngst nach Ansbach berufene Konsistorialrat Braun, jetzt der direkte Vorgesetzte von Geyer und Rittelmeyer, in seiner Ansbacher Antrittspredigt emphatisch erklärt haben soll, er sei fest entschlossen, den Kampf gegen die „Christusleugner" aufzunehmen und seinerseits zu „kämpfen bis aufs Blut". Das Einzige, was man in dieser Richtung zu hören bekommt, sind die Schwierigkeiten, die von der kirchlichen Oberbehörde in München ab und zu einem Kandidaten vor seiner Ordination bereitet werden, und die bereits dahin geführt haben, daß eine ganze Anzahl von jüngeren Geistlichen entweder der Theologie überhaupt oder wenigstens der Bayerischen Landeskirche den Rücken gekehrt hat.

Welche tiefgehenden Gegensätze innerhalb der bayerischen protestantischen Geistlichkeit trotz der gegenwärtigen Waffenruhe vorhanden sind, wurde vor kurzem aus einer nichttheologischen Veranlassung offenbar. Anfangs Februar hat in Lichtenfels eine Versammlung solcher katholischer Geistlichen stattgefunden, die im Nebenamt Distriktsschulinspektoren sind. Diese Versammlung hat protestiert gegen „die Vermehrung der Kreisschulinspektoren, gegen die häufigen Schulbesuche der Bezirksoberlehrer bei den fortbildungspflichtigen jüngsten Lehrern, gegen die Abschaffung der jährlichen öffentlichen Prüfungen (bei denen die geistliche Schulaufsicht am deutlichsten in die Erscheinung tritt), endlich gegen die Beschränkung der öffentlichen Prüfungen auf zu entlassende Schüler". An dieser Versammlung haben auch evangelische Geistliche, die zugleich Distriktsschulinspektoren sind, teilgenommen und haben dem dort beschlossenen Protest zugestimmt. Aber nicht lange blieb diese unglaubliche Haltung evangelischer Pfarrer ohne Widerspruch. Eine Reihe von Kollegen hat sich ebenso deutlich als entschieden von diesen Schleppträgern ultramontaner Schulpolitiker losgesagt und sich auf die Seite der „Freien bayerischen Schulzeitung" gestellt, in der das unprotestantische Verhalten jener Herren gebührend gebrandmarkt war. Die „Freie bayerische Schulzeitung" steht seit dem Anfang dieses Jahres unter der Leitung des bekannten Würzburger Lehrers Jakob Beyhl. Derselbe hat außer einigen namhaften Universitätslehrern auch eine Anzahl von freier gerichteten Pfarrern zur Mitarbeit an seinem Blatte gewonnen und dasselbe bisher so geschickt zu redigieren gewußt, daß es als ein wirkungsvolles Organ zur Vertretung aller freiheitlichen Tendenzen in Schule und Kirche gelten kann.

Daß übrigens die liberalen Theologen in Bayern so schlimme Leute gar nicht sind, hat das Löhejubiläum dargetan. Es ist von den Liberalen in unbefangener Würdigung der großen Verdienste und der bedeutenden Persönlichkeit Löhes, dieses orthodoxesten Lutheraners, allenthalben mit gefeiert worden. Ja der zweite Nachfolger Löhes in der Leitung der Neuemettelsauer Anstalten, der ernste und geistig hochstehende Rektor Bezzel, hat in seinem „Korrespondenzblatt für Diakonissen" gerade von zwei Artikeln über Löhe, die aus dem Lager der freieren Geistlichkeit stammten, mit Genugtuung hervorheben können, daß sie dem Jubilar durchaus gerecht geworden seien, und daß er selber mit einer Gesinnung, die einen Löhe so wahrhaftig und gerecht zu würdigen verstehe, sich im innersten verwandt fühle. Daß sich zum Löhejubiläum auch das Oberkonsistorium geäußert und sich mit einer Art von Hirtenbrief an die Gemeinden der Landeskirche gewendet hat, verdient umsomehr hervorgehoben zu werden, als es eines gewissen pikanten Beigeschmacks nicht entbehrt hat, zu hören, wie hier das Lob Löhes in den wärmsten Tönen von derselben Kirchenstelle verkündigt worden ist, mit der der einstmalige Neuendettelsauer Pfarrer in den schärfsten Konflikt geraten war. Das Kirchenregiment ist sich in diesem Falle übrigens nur selber treu geblieben; denn es ist keine Frage, daß es seiner Zeit, als Löhe den Konflikt heraufbeschworen hatte, den weitherzigeren Standpunkt vertreten hat. Möchte es auf diesem Standpunkt nicht bloß dem hochkirchlichen, sondern auch den modernen Pfarrern gegenüber zu finden sein!

2. Kirche und Staat.

Die Enzyklika pascendi hat vielleicht in Bayern mehr noch als anderwärts die Gemüter bewegt. Die bloße Publikation der Enzyklika hat Anlaß zu erregten Auseinandersetzungen gegeben. Der Erzbischof von München-Freising hat für die Veröffentlichung dieser päpstlichen Auslassung die Gewährung des Placetum Regium für erforderlich gehalten und das Rundschreiben erst publiziert, nachdem die königliche Genehmigung dazu erfolgt war. Darob hat die ultramontane Presse alsbald Lärm geschlagen und die Zentrumsmajorität des Landtags aufgefordert, „nicht länger einen Zustand zu dulden, der freien und vernünftigen Leuten gegenüber als unwürdige Bevormundung erscheine". In Wirklichkeit aber hatten die Ultramontanen allen Grund sich darüber zu freuen, daß in diesem Falle das Plazet eingeholt worden war; denn damit hatte sich der Episkopat die staatliche Mitwirkung zur Ausführung der im zweiten Teile der Enzyklika vorgesehenen Disziplinarmaßregeln gesichert. Der bayerische Staat hat bisher auf die Erteilung des Plazet als auf einen Ausfluß seiner Kirchenhoheit großes Gewicht gelegt und die liberalen Politiker haben ihn in seinen Bemühungen um die Aufrechterhaltung dieses Hoheitsrechtes kräftig unterstützt. Wenn aber mit der Erteilung des Plazet nichts anderes erreicht wird als die Zusicherung des brachium saeculare zur Verfolgung freiheitlich gesinnter Katholiken, dann wird es Zeit, daß eine Einrichtung aufgehoben wird, die nicht dem Staate, wohl aber dem Klerikalismus zugute kommt — und zwar in doppelter Weise: einmal dadurch, daß sie seine Gegner vernichten hilft und sodann dadurch, daß sie unter der Firma „unwürdige Bevormundung" als politisches Agitationsmittel dient.

Daß auf Grund der Enzyklika der Ochsenfurter Benefiziat Dr. Engert von Amt und Brot gebracht, daß wegen seines freimütigen Widerspruchs gegen dieselbe Enzyklika der Münchener Professor Dr. Schnitzer zum Gegenstand einer wüsten Hetze gemacht worden ist und vom Staate voraussichtlich der Unduldsamkeit und dem Haß unserer Klerikalen geopfert werden wird, ist allgemein bekannt. In welchem Maße sich der bayerische Staat zum Knecht ultramontaner und klerikaler Bestrebungen hergibt, hat die jüngste Vergangenheit nur zu deutlich ans Licht gebracht. Bei der Generaldebatte zum Etat ist von einigen ultramontanen Landtagsabgeordneten in wohlberechneter Uebertreibung des wahren Sachverhalts Klage geführt worden, daß an einer der beiden — wie man zu sagen beliebt — „katholischen" Universitäten des Königreichs eine norddeutsch-protestantische Klique vorhanden sei. Bald darauf war für diese Universität ein neuer Syndikus zu wählen. Der Senat präsentiert den unter vierzig Bewerbern am besten qualifizierten Mann. Dieser Mann hat aber das Unglück Protestant zu sein und das Ministerium wagt nicht ihn zu bestätigen, — aus Furcht vor der Kammermajorität, sondern ernennt selber einen unverfälschten Ultramontanen — aus Gefälligkeit gegen die Kammermajorität. Und das geschieht in einem paritäti-

schen Rechtsstaat, in welchem nicht nach der Konfession und nach der politischen Parteistellung, sondern nach der dienstlichen Brauchbarkeit und nach der moralischen Tüchtigkeit gefragt werden soll, wenn es sich um Besetzung von öffentlichen Stellen handelt. Ebenso schwächlich und schwer verständlich erscheint die Haltung der Regierung im Falle Grandinger. Der Erzbischof von Bamberg verbietet dem Pfarrer Grandinger, einem durchaus einwandfreien Priester, der aber nicht in das ultramontane Horn stößt, den Eintritt in die liberale Landtagsfraktion und das Auftreten in politischen Versammlungen der liberalen Partei. Man hört aber nicht, daß die Regierung etwas tue, um dem schwergekränkten Pfarrer zu seinem staatsbürgerlichen Recht zu verhelfen, das ihm von einem Prälaten verkürzt wird, der sich zuerst als Friedensbischof gebärdet hat, der aber je länger desto deutlicher zu erkennen gibt, daß er ein ebenso waschechter Ultramontaner ist wie sein Domkapitular, der berühmte Dr. Schädler, der spiritus rector der bayerischen Zentrumspartei.

Neugierig darf man sein, wie sich die Regierung verhalten wird, wenn der im Herbste des vergangenen Jahres der Abgeordnetenkammer vorgelegte Entwurf einer Kirchengemeindeordnung zur Beratung kommt, der eine umfassende gesetzgeberische Regelung des Kirchengemeinderechts der katholischen und protestantischen Kirche für das ganze Königreich herbeizuführen sucht. Die ultramontane Presse hat diesen Entwurf nicht sehr freundlich aufgenommen, obwohl u. a. das Recht der Mitwirkung der kirchlichen Oberbehörden in der Verwaltung des Ortskirchenstiftungs-Vermögens erweitert und auch sonst manche Erleichterung gewährt werden soll. Aber man weiß ja, daß die Herren Ultramontanen mit keiner Regelung des Verhältnisses von Kirche und Staat zufrieden sind außer mit einer solchen, die „die völlige Freiheit der katholischen Kirche im unfreien Staat" herstellt. So ist es möglich, daß am Widerspruch der Ultramontanen, denen das im Entwurf festgehaltene Staatsaufsichtsrecht ein Dorn im Auge ist, das Zustandekommen eines einheitlichen Gesetzes scheitert. Vielleicht gelingt es dann wenigstens für die protestantische Kirche ein Sondergesetz durchzubringen und dem Landtag gleichzeitig das Recht zur Erhebung einer evangelischen Landeskirchensteuer abzuringen. Es ist freilich auch die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß die ultramontane Landtagsmajorität dieses Recht versagt; denn wenn die evangelische Kirche Steuern erheben kann, ist es nicht mehr so leicht, den Protestantismus zu demütigen und zu vergewaltigen wie bisher, wo man ihm je nach Belieben den Brotkorb höher hängen konnte.

Wie man sieht, sind die Zustände nicht über die Maßen erfreulich im katholisch-ultramontanen Bayerland.

Antiquarisches Angebot!

So lange der Vorrat reicht, bieten wir an:

Demokratie und Kaisertum

von

Friedrich Naumann.

3. Aufl. 8.—14. Tausend.

So gut wie neu!

Broschiert: **inkl.** Porto **75** Pfennige.
Gebunden: **inkl.** Porto **1** Mark.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Soeben ist erschienen:

Neue Wege zur Jugendpflege.

Von

W. Classen-Hamburg und **Lic. Dr. Hollmann-Charlottenburg.**

Kl. 8° 64 Seiten. 50 Pf.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin.

Es ist erschienen:

Was fordert die moderne Gemeinde von ihrem Pfarrer?

Vortrag

von **H. Gefficken,** Dr. jur. et phil.
Professor des öffentlichen Rechts an der Handels-Hochschule Köln.

8°. 36 Seiten. **50** Pf.

10	Exempl.	à **45** Pf.
25	„	à **40** „
50	„	à **35** „
100	„	à **30** „
500	„	à **20** „

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Kindergesangbuch.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.

Im Auftrage herausgegeben von

Alfred Fischer, Pfarrer in Berlin.

Enthaltend **126 Choräle.**

Kl. 8°, kartoniert **40** Pf. Von **50** Exemplaren an **30** Pf.

Ein gutes Kindergesangbuch in schlichter Ausstattung, das die besten Choräle unserer Gemeindegesangbücher und bekannte schlichte Kinderlieder enthält. Es will sich unterscheiden von ähnlichen Heften, die nach englischem Wesen allerlei Hymnen hineinmischen in unsern Kindergottesdienst. 126 Lieder, bei denen sinngemäß eine Auswahl der Verse als für Kinder geschehen ist.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin.

Familienanzeigen

kosten im **Protestantenblatt**

nur **15 Pfennig**

(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.